

Marianne Rychner

Salon Luisa: Erfahrene, Schweizerin, ohne Zeitdruck

Elisabeth Kaufmann, geboren 1952, Prostituierte.

Im Frühsommer 1998 wird ein neuer Salon in einem Kleininserat angepriesen: *«Neu: Salon Luisa, Erf., CH, ohne Zeitdruck.»* Die enge Einzimmerwohnung ist von einem gedämpften rötlichen Licht erfüllt. Ein Trockenblumenarrangement schmückt die Kommode gegenüber dem behäbigen Doppelbett.

Während andere Prostituierte mit Exotik, Lack, Leder und Peitsche werben, spricht Luisa ein anderes Segment von Freiern an. «So die 45- bis Siebzigjährigen, die es am liebsten normal und gemütlich haben», präzisiert sie die Angaben im Inserat und damit ihre Kundschaft. Wer auf Sado-Maso, asiatische Bodyschaummassage oder andere komplizierte Dinge steht, braucht gar nicht erst bei Luisa anzuklopfen. Nur einmal in den letzten drei Wochen, seit der Salon geöffnet ist, «wollte einer so etwas. Was hat der sich wohl dabei gedacht?»

Das traditionelle Sexgewerbe ist unter Druck: Frauen aus armen Ländern und Drogenabhängige unterbieten die Preise für sexuelle Dienstleistungen. Wieso eröffnet die 46jährige «erfahrene Schweizerin» ausgerechnet in diesen harten Zeiten einen Salon? Für Luisa ist es ein Wiedereinstieg nach bald zehnjähriger Erwerbstätigkeit ausserhalb des Sexgewerbes, einer Phase, die nun zu Ende ist, weil die Zeiten in anderen Branchen nicht besser sind, weil Luisa seit zwei Jahren keine andere Arbeit mehr findet. Zwei Wochen bevor sie zum letzten Mal Geld von der Arbeitslosenversicherung bezieht, erscheint erstmals ihr Inserat in der Zeitung. Nach einem Salon hielt sie schon seit einiger Zeit Ausschau und kann sich nun bei einer Kollegin einmieten. Luisa ist tagsüber dort, die Kollegin abends.

Als es Luisa im Jahr 1989, nach zwanzigjähriger Erwerbstätigkeit als Prostituierte, «plötzlich klar geworden ist, dass ich jetzt 38 bin und dass ich überhaupt nichts habe, keine Zukunft, habe ich einfach

wirklich Lust gehabt, normal zu arbeiten, normal Geld zu verdienen und wie integriert zu sein». Den Ausstieg schaffte sie leicht, weil es damals genug Arbeit gab. Einen guten Moment habe sie ausgesucht, um auszusteigen, ist sie rückblickend überzeugt, obwohl alle gesagt hätten, es sei schwierig. Zu diesem Zeitpunkt sei es für sie nicht in Frage gekommen, im Sexgewerbe zu bleiben: Während der letzten drei Jahre vor dem Ausstieg, zwischen 35 und 38 – sie lebte damals in Genf –, war sie drogenabhängig, und damit verschlechterten sich ihre Arbeits- und Lebensbedingungen als Prostituierte massiv: «Das Anschaffen, oder, wo ich *drauf* gewesen bin, da machst du einfach jeden Mist, nur damit du zu Geld kommst, das hat mich einfach schon angefangen zu ekeln, dass du jeden *Tubel* hast nehmen müssen, früher hast du eher noch auswählen können.» Nach dem Entzug während einer kurzen Gefängnisstrafe, die sie in Genf absitzen musste wegen *filouterie d'auberge*, das ist, wenn man nicht mehr zahlt in einem Hotel, wenn man die Rechnung nicht bezahlt», erinnert sich Luisa, sei ihr «der Knopf auf, dass es eben noch etwas anderes gibt, dass es nur noch ein Dahinvegetieren gewesen ist, ich habe ja nichts mehr unternommen, bin nirgends mehr hin, nur noch *dinne ghocket*.» Obwohl Luisa seit ihrem achtzehnten Lebensjahr als Prostituierte bei der Sittenpolizei registriert ist und bis 35 nichts mit Drogen zu tun hatte, hat sie unmittelbar vor dem Ausstieg Prostitution und Drogenabhängigkeit «einfach total zusammen assoziiert, dass wenn ich wieder anschaffe und schnell wieder Geld habe, dann käme der Absturz vermutlich schnell wieder». Deshalb wollte sie von beidem nichts mehr wissen.

Nach dem Ausstieg arbeitete Luisa, die nie eine Ausbildung gemacht hatte, als erstes in einer Druckerei. «Damals hast du am Dienstagnachmittag irgend auf ein Temporärbüro gehen können, hast gesagt: «Ich möchte gerne einen Job, habt Ihr etwas?» Da hast du am Montag drauf oder noch früher anfangen können, und da haben sie dir auch zwei, drei Monate am Stück Arbeit gehabt.» Auf diese Weise schlug sie sich in den neunziger Jahren durch und sah in verschiedene Branchen hinein. Einmal fing sie einen Rotkreuzkurs zur Ausbildung als Pflegehelferin an, schloss ihn aber nicht ab. In Pflegeheimen, sagt Luisa, habe sie gern gearbeitet. Am liebsten

hätte sie einmal eine feste Anstellung gehabt, mit einem stabilen Einkommen, aber «das längste, das ich gemacht habe, sind drei Jahre gewesen im Verkauf beim ABM». Die Verkäuferin ohne Ausbildung hätte zwar weiterhin dort bleiben können, «aber ich habe einfach dadurch, dass sie mich nicht fest angestellt haben, immer weniger verdient, und es ist mir zu unsicher geworden, so dass ich dort gegangen bin, weil ich nicht mehr genug verdient habe». Was heisst für Luisa «genug verdienen»? «Ich rede nicht von 3000 bis 4000 Franken, ich bin eigentlich zufrieden gewesen, wenn ich netto auf 2300 gekommen bin, ich habe ja nicht grosse Ansprüche gehabt.» Auf soviel habe sie es im Verkauf gebracht, wenn sie «wirklich gut verdient» hat. Aber als unregelmässige Teilzeitangestellte wusste sie nie, wieviel Arbeit es gab, wieviel Lohn sie Ende Monat erhalten würde. Im Verkauf habe es «viele Monate gegeben, dass ich nur 1400 gehabt habe, ich habe einfach weniger Stunden gehabt, bin je nach Bedarf eingesetzt worden». Fürsorgegelder habe sie keine gewollt. Wieso nicht, sie hatte doch das Recht dazu? «Irgendwie, das Recht habe ich schon gehabt, aber eigentlich, was ich wirklich gewollt habe, ist arbeiten und mein Geld, das ich brauche, verdienen, dass ich meine Wohnung zahlen und leben kann.»

Luisa wollte «normal arbeiten». Was heisst das für sie? Überall ausser im Sexgewerbe, in das sie nun wieder einsteigt? «Normal arbeiten ist für mich eben, wenn du wirklich seriös irgendwo etwas machst. Ich habe das Sexgewerbe eigentlich nie als normal arbeiten angeschaut, weil ich einfach so hineingewachsen bin, aber natürlich ist es auch ein Arbeiten.» Luisa hatte in den letzten Jahren immer wieder Freude an der Arbeit, «wenn ich einen Job habe, der mir gefällt und wo es mir wohl ist, dann arbeite ich gern, und dann klappt alles gut». Wählerisch ist Luisa nicht: «Es muss etwas sein, wo man nicht den ganzen Tag herumsteht, wo man ein bisschen etwas zu tun hat, ich habe mich nicht speziell auf etwas festgelegt. Irgend etwas, wo man das Gefühl hat, dass man etwas gemacht hat, dass es für etwas gewesen ist.» Was Luisa in der Zeit ihrer Arbeitslosigkeit gar nicht zusagte, sind «so Integrationsprogramme, wo es nur drum gegangen ist, dass du am Morgen kommst und ein bisschen etwas *bäschtelisch* und am Abend wieder gehst, das habe ich –, also nein,

das hat für mich gar nichts mit arbeiten oder so zu tun gehabt, den Tag z' *Tod schlah* und noch Geld dafür bekommen, *nä-ä*». Doch sie arbeitete auch in einem Programm, das ihr gefiel, in der Wäscherei eines Wohn- und Pflegeheims, «eigentlich eine normale Arbeitsstelle, die sie aber dem Arbeitsamt zur Verfügung gestellt haben und bereit gewesen sind, mit so Leuten zu besetzen». Luisa hätte gerne weiterhin dort gearbeitet, es sei ihr «eben noch eine Stelle versprochen worden, praktisch zu 99 Prozent mündlich». In der Wäscherei seien sie sehr zufrieden mit ihr gewesen, «und ich wäre nachher in den Hausdienst gekommen, das heisst putzen». Wegen dieser Stelle zügelte Luisa aufs Land, in die Nähe des Heims. Doch die Stelle bekam sie nicht, «mit ganz komischen Argumenten, dass mich die zukünftigen Mitarbeiter nicht akzeptiert hätten». Dass sie die versprochene Stelle nicht bekommen hat, ist nicht die erste «böse Erfahrung», die sie im «normalen» Arbeitsleben machte. Vor einigen Jahren arbeitete sie in einem Coop, wo sie «mich plötzlich nicht mehr gewollt haben und wo erst später ausgekommen ist, dass ein Kunde dem Chef sagen gegangen ist, er lasse sich nicht von einer drogensüchtigen Nutte bedienen in der Metzgerei». Solche Erlebnisse relativiert Luisa jedoch gleich wieder: «So Sachen habe ich auch erlebt, aber ich würde trotzdem sagen, dass ich den Ausstieg eigentlich leicht geschafft habe, weil es hat genug Arbeit gehabt, mehr als jetzt einfach im Moment. Gerade Leute, die sozial jetzt schwächer sind oder die eben nicht eine Ausbildung haben und nicht Referenzen und Zeugs und so, haben jetzt natürlich noch viel mehr Mühe, eine Stelle zu bekommen.»

Die Enttäuschung wegen der entgangenen Stelle im Pflegeheim, «das ist der Auslöser gewesen, dass ich mir jetzt sage: Ich probiere es noch mal fünf Jahre mit dem Sexgewerbe, und dann kann ich nachher immer noch mal einen Ausstieg probieren, vielleicht ist es dann einfacher, etwas zu finden». Jetzt will sie in erster Linie den Gang zur Fürsorge vermeiden: «Mit dem Stempelgeld hat es ja wieder nicht ganz gereicht, bekomme ja jetzt schon für den letzten und diesen Monat 300 Franken Unterstützung von ihnen, und ich bin heute gerade dort gewesen, habe mit ihm geredet. Ich habe einfach nicht Lust, wieder immer auf die Fürsorge und mit 1600 Franken

zu leben.» Nicht dass es besonders mühsam gewesen wäre auf der Fürsorge, dass man sie schlecht behandelt hätte, «ich habe im grossen und ganzen eigentlich gute Erfahrungen gemacht». Doch Luisa will unabhängig sein: «Ich brauche einfach im Moment wieder eine Pause, wo ich selbständig bin, wo ich sagen kann, auf berndeutsch gesagt, *läcket dir mir am Arsch*, ich schaue jetzt selber.» Der Wiedereinstieg in die Prostitution als eine «Pause» im Dauerstress zwischen Jobsuche und Abhängigkeit von der Allgemeinheit? «Ich bin so immer noch besser dran, als wenn ich jetzt auf die *Sozi* gehe, jeden Monat, und dort noch Geld nehme, das andere Leute nötiger haben, und die ganzen Mühsale und Job suchen und wieder irgendwo Probezeit und nachher nicht recht wissen: Klappt es, klappt es nicht? Ich habe im Moment einfach die Kraft nicht mehr für das.» Wäre Luisa vom kommenden Monat an Sozialhilfeempfängerin, dann hätte sie nur wenig Geld zur Verfügung, wäre oft zuhause. Aber «so ein Haushalt von mir und zwei Katzen gibt wenig zu tun, dann vergrabe ich mich daheim, und dann bekomme ich leicht Depressionen, bei mir muss einfach irgend etwas gehen den Tag durch, dass ich am Abend müde bin, darum ist es mir fast lieber, jetzt wieder das zu machen, dass wenigstens etwas geht und ich etwas unternehme».

Als Luisa die erhoffte Stelle im Pflegeheim nicht erhielt, «hat es mir irgendwie *ausgehängt*». Da sagte sie sich: «Ich habe das eigentlich gar nicht nötig, jedesmal, wenn ich durch die Stadt gehe, läuft mir mindestens einer nach, ja, jedesmal, wenn ich durch die Stadt gehe und irgendwie *derna* angezogen bin, läuft sicher irgendein Typ hinter mir her, der mich vielleicht kennt, von früher. Oder einfach auch einer, der das Gefühl hat, er wolle es probieren. Oder es wird mir auch ein Getränk gezahlt und gefragt in diesen Lokalen, wo ich verkehre. Und plötzlich habe ich mir gesagt, warum gebe ich mir eigentlich seit zehn Jahren so Mühe, warum will ich eigentlich aussteigen, warum muss ich mit dem Kopf durch die Wand, wenn es im Moment der bequemere Weg ist, wenn es mehr bringt, im Moment?»

Anders als bei ihrem Ausstieg aus der Prostitution hat Luisa heute «diese Freiheit wieder, dass ich nein sagen kann, ich warte ja nicht hinter der Tür, jetzt muss ich unbedingt einen Hunderter haben, dass ich meinen Schuss setzen kann, dieser Stress ist weg». Mit Hilfe

der Beratungsstelle für Prostituierte fand sie den Salon, den sie jetzt seit drei Wochen mit einer Kollegin teilt, «sie geht am Abend hin, und ich bin durch den Tag im Salon». Luisa ist froh, dass sie nun etwas gefunden hat, «wo ich nicht gerade weiss der Teufel wieviel Zins und Kaution» zahlen muss, so wie das neuerdings in Zürich der Fall sei. In diesem neu eröffneten Bordell, wo die Frauen «200 Franken im Tag zahlen müssen, ob dann etwas geht oder nicht, weil in der heutigen Zeit –, ein solcher Preis, das finde ich Wucher, das sind ja 6000 Franken im Monat, also so eine teure Absteige habe ich nie gehabt». Obwohl Luisa ein Bordell als einen geschützten Ort eigentlich gut findet, gibt sie dem neuen Etablissement in Zürich kaum Chancen. «Vielleicht hätte es von Frauen gemacht werden sollen, die auch Erfahrung mit dem haben, oder. Ich habe gehört, das wird schon stimmen, dass es für fünf Zimmer eine Dusche hat, ich weiss nicht, was die sich überlegt haben, das ist total nicht normal, brauchst doch für jedes Zimmer eine Dusche, und nachher einfach ... Ja, ich habe das Gefühl, dass die dort mit dem *uf d'Schmurre* fallen, also ich glaube kaum, dass es heute noch dermassen gut läuft, dass die Zimmer immer besetzt werden, und grad eben heute mit dem Drogenstrich, mit allem möglichen, das es sonst noch gibt. Ausländerinnen, die als Touristen hereinkommen und ein paar Tage oder Wochen arbeiten, mit den Schweizern als Freier, die sowieso nicht so gern haben, wenn man sie sieht.»

Auch Luisas Freier könnten sich von der etwas exponierten Lage ihres Salons abschrecken lassen: «Ich muss dann schauen, es ist eben daneben gerade ein Restaurant, das eine Terrasse draussen hat, und da muss man halt dann schauen, ob es wirklich so schlimm ist, aber weil ich ja nicht erwarte, jeden Tag einen Tausender zu machen oder so ... Es ist einfach wirklich, um genug zu verdienen, um meinen Verpflichtungen nachzukommen, und um einigermaßen gut zu leben. Ich weiss, dass ich jetzt mit 46 nicht mehr reich werde, das ist klar, das ist vorbei, da hätte ich mit siebzehn anfangen müssen, auf die Seite zu legen.» Doch früher habe sie «in den Tag hineingelebt, von Buchhaltung und so Sachen null Ahnung». Jahrelang hat niemand für sie AHV-Beiträge einbezahlt, geschweige denn etwas in eine Pensionskasse. Nun möchte sie sich als Selbständiger-

werbende anmelden, damit sie zumindest soviel einzahlen kann, dass sie minimal versichert ist. «Das merkst du eben erst in einem gewissen Alter, dass das alles wichtig ist und du dich sozial absicherst für später.» Und weil sie früher nicht daran gedacht hätte, eine Steuererklärung auszufüllen, ist sie, wie viele Prostituierte, jeweils von den Steuerbehörden eingeschätzt worden, zu hoch, so dass Luisa aus dieser Zeit noch «einen Rattenschwanz von zirka hunderttausend Franken Schulden» mit sich herumtrage.

Es ist nicht das erste Mal in Luisas Leben, dass das Sexgewerbe für sie den Ausweg aus einer Situation ohne annehmbare Perspektive darstellt. Ende der sechziger Jahre war noch das «Versorgungsgesetz» in Kraft: «Einfach, wenn du nicht gearbeitet hast, das ist so in ein paar Sätzen: sittlich gefährdet, labil, arbeitsscheu, obdachlos, da hast du ein paar Tage, das erste Mal glaube ich zwei Tage, *hinein müssen*, vom Statthalter aus. Und wenn du nachher nicht angefangen hast zu arbeiten – wie man früher gesagt hat: *gut tun* –, dann hast du nachher vier Tage bekommen, und am Schluss sind es glaube ich acht Tage gewesen.» Als Luisa achtzehn war und als schwererziehbar galt, «ist nur noch Hindelbank in Frage gekommen», die Frauenstrafanstalt. Delikte waren keine im Spiel, «einfach nur arbeitsscheu» war sie gewesen und kam deshalb als «Administrative» ins Gefängnis. «Klar, Kriminelle hat es schon ein bisschen mehr gehabt, aber wir sind damals sicher dreissig Administrative gewesen.» Luisa wurde nach dreizehn Monaten entlassen und durfte um keinen Preis mehr als arbeitsscheu auffallen, damit sie nicht wieder versorgt wurde. «Dann habe ich schon in Kreisen verkehrt und Leute gekannt, die auch das gemacht haben, und da hat die Kollegin gesagt, jetzt gehst du hinunter und schreibst dich bei der Sittenpolizei ein, und dann hast du deine Ruhe und deinen Frieden, und so hat es eigentlich angefangen.»

Jetzt hat Luisa «Lust, mit 46 noch mal neu ein Kapitel, fast neu anzufangen». Sie hat nicht nur einen relativ günstigen Salon, sie kann nun «auch wieder inserieren, und jetzt habe ich noch das Telefon installieren lassen, weil das brauche ich schon, und jetzt, von Mitte dieses Monats an, sollte man sogar eben langsam auch Geld verdienen, nicht nur investieren». Dass sie früher bereits zwanzig Jahre im Sexgewerbe tätig war, hilft ihr dabei, wieder zu Kund-

schaft zu kommen: «Ich habe schon Leute gesehen, wo ich habe sagen können, komm wieder einmal vorbei, ich habe wieder eine Wohnung und so.» Obwohl sie weiss, dass auch für das Sexgewerbe harte Zeiten angebrochen sind, dass es mehr Konkurrenz und weniger Kunden gibt, lässt sich Luisa nicht beirren: «Aber wenn ich das rechne, schon nur zweihundert Franken fünf Tage in der Woche, und das sollte wirklich machbar sein, das gibt schon viertausend im Monat, das ist schon doppelt soviel, wie ich bei jedem Job verdiene, wobei, klar, ich habe die höheren Lebenshaltungskosten, kommt natürlich der zweite *Zins* dazu.» Und was ist mit den sinkenden Preisen für die sexuellen Dienstleistungen, von denen man hört und liest? Im *Salon Luisa* sollen die Preise gegenüber früher nicht sinken, trotz der Krise, obwohl «es heisst, ich weiss nicht, ob es nur ein böses Gerede ist, dass bei Ausländerinnen, Negerinnen, Asiatinnen, ich weiss nicht ... Klar, beim Drogenstrich ist es natürlich klar, das ist ja bei mir, wo ich drauf gewesen bin, genau das gleiche gewesen, da sind dann die Preise nicht mehr so wichtig, im Endeffekt, oder.» Erst nach dem Interview erzählt Luisa von einem Erlebnis, das sie beunruhigt habe, dass sie kürzlich im Salon einer Kollegin vorbeigegangen sei, einer starken, selbstbewussten Frau, die seit Jahrzehnten im Sexgewerbe tätig sei und die sie immer als Vorbild betrachtet habe. Dort sei nun angeschlagen gewesen: «Zwanzig Rabatt vor zwanzig Uhr» – wahrscheinlich sei es schon schwerer als früher.

Doch Luisa muss optimistisch bleiben, denn sie hat nichts zu verlieren: «Der *Zins*, den ich jetzt zahle, der kommt auf jeden Fall wieder herein, und der *Zins* für zuhause, mal schauen. Ich kann immer noch in einem Monat oder in zwei Monaten, wenn ich sehe, es hat gar keinen Sinn, es deckt sich nicht mit den Kosten, Auslagen und allem, oder ich mag es nicht verkraften, kann ich immer noch damit wieder aufhören. Es ist ja nicht eine Verpflichtung, die man eingeht wie eine Ehe oder wie etwas, das man nachher nur noch mit viel Schaden auflösen kann.» Und die längerfristigen Aussichten? «Jetzt mit 46 funktioniert es noch, klar, ich weiss nicht, wie ich in fünf Jahren aussehe, ich weiss nicht, wie ich in zehn Jahren aussehe. Klar, als Grossmutter möchte ich nicht ... Und ich bin sicher, ich habe nachher auch wieder einmal vor, probieren, normal zu arbei-

ten, aber einfach im Moment habe ich trotzdem Lust, es nochmals zu wissen und gut zu leben ein bisschen, ja, als da irgendeinem Job nachrennen, den du schlussendlich trotzdem nicht bekommst, oder.»

Prekäre Arbeitsverhältnisse: zwischen Sexgewerbe und «Arbeit auf Abruf»

Wegen der wachsenden Konkurrenz aus Osteuropa, der Dritten Welt sowie vom Drogenstrich haben etablierte Prostituierte derzeit einen schweren Stand. Nur wer sich auf Sado-Maso-Praktiken oder andere Sexspiele spezialisiert, hat als Anfängerin oder Wiedereinsteigerin heute noch eine Chance auf dem Sexmarkt, schätzt Prostitutionsexpertin Brigitte Obrist die Lage ein. Obwohl Sexarbeiterinnen oft durch übermässig hohe Salonmieten ausgebeutet werden, sozial kaum abgesichert sind, weil ihr Beruf nach wie vor nicht als solcher anerkannt ist, gelingt es vielen Prostituierten trotzdem, über Jahre oder Jahrzehnte hinweg ihre Autonomie weitgehend zu wahren. Demgegenüber sind Ausländerinnen, die sich illegal in der Schweiz prostituieren oder mit einem Schweizer verheiratet sind, ihren Ehemännern, Vermittlern und Freiern schutzlos ausgeliefert.

Genauere Zahlen über Angebot und Nachfrage im Sexgewerbe gibt es nicht. Die oft genannten Zahlen von 10 000 Prostituierten und 500 000 regelmässigen Freiern in der ganzen Schweiz dürften gemäss Obrist ungefähr stimmen.

Die Beamten der Stadtberner Sittenpolizei versuchen, einen detaillierten Überblick über das Sexgewerbe in der Bundeshauptstadt zu gewinnen. In ihrer Statistik erfassten sie am 1. Januar 1998 die Anzahl von 893 ihnen bekannten Prostituierten. Davon seien 300 zurzeit als Prostituierte tätig. Im Jahr 1994 zählten sie demgegenüber 575 erfasste und 174 «aktive» Prostituierte. Heinz Zahnd von der Sittenpolizei stellt die steigende Tendenz der letzten Jahre in einen Zusammenhang mit Rezession und zunehmender Erwerbslosigkeit: Immer mehr Prostituierte müssten sich in den eher kleiner werdenden Kuchen teilen, da auch die Anzahl der Freier infolge der schlechten Wirtschaftslage tendenziell abnehme. Er bestätigt, dass sich zunehmend als Touristinnen eingereiste Frauen aus dem Süden und aus Osteuropa für kürzeste Zeit, einige Wochen oder Tage, an wechselnden Orten prostituieren. Er spricht in diesem Zusammenhang von Menschenhandel, da meist organisierte Kuppler die Frauen vermittelten, sie zu lebensgefährlichen Praktiken wie Service ohne Gummi zwingen und massiv ausbeuten würden. Zahlenmässig erfassbar ist jedoch diese Szene nicht, geschätzt werden einige hundert Frauen. In der Stadt Zürich geht die Sittenpolizei im Frühsommer 1998 von etwa 1600 bis 1700 Prostituierten aus, welche sich legal prostituieren. Dazu kämen, wie in allen grösseren Schweizer Städten, mehrere hundert illegal arbeitende Touristinnen. Die zunehmende Konkurrenz im Sexgewerbe drückt nicht nur die Preise, sondern führt zunehmend, so Obrist, zu einem Abbröckeln der Berufsethik, welche den Ansprüchen der Freier gewisse Grenzen setzt.

Und die «normale» Arbeit? Da die meisten Prostituierten nicht über eine formale Ausbildung verfügen und ihnen ihre frühere Tätigkeit als Stigma anhaftet, bieten sich selten überzeugende berufliche Perspektiven nach einem Ausstieg.

Der Anteil von Frauen ohne Ausbildung ist in der ganzen Schweiz und in jeder Altersstufe höher als derjenige der Männer, entsprechend führen Frauen häufiger unqualifizierte Arbeiten aus. Rund 40 % aller registrierten Erwerbslosen waren im Frühjahr 1998 zuletzt in einer Hilfsfunktion tätig. Besonders bei unqualifizierten Arbeiten ist das Modell «Arbeit auf Abruf» stark verbreitet: Die Beschäftigten wissen zu Beginn des Monats nicht, wann und wieviel sie arbeiten können, wieviel sie Ende Monat verdienen werden, müssen aber jederzeit kurzfristig verfügbar sein. Gemäss einer Erhebung von 1996 machen 72 % der schweizerischen Unternehmen Gebrauch von diesem Modell. Insbesondere im Verkauf, im Gast- und im Reinigungsgewerbe umgehen Arbeitgeber gemäss der Dienstleistungsgewerkschaft «unia» auf diese Weise arbeitsrechtliche Schutzbestimmungen. Schätzungsweise ein Drittel aller Angestellten von Warenhäusern und Grossverteilern, mehrheitlich Frauen, ist in derart prekären Arbeitsverhältnissen angestellt. «unia» fordert ein Verbot dieser und ähnlicher Formen der Flexibilisierung, welche einseitig auf die Bedürfnisse der Arbeitgeber ausgerichtet sind, während die Arbeitnehmer/innen unzureichend sozial abgesichert sind und ihnen jederzeit zur Verfügung stehen müssen.

Quellen/Literatur

Bundesamt für Statistik, Bern.

Bundesamt für Wirtschaft und Arbeit: Die Lage auf dem Arbeitsmarkt, Bern, Februar 1998.

Gespräche mit: Brigitte Obrist, Prostitutionsexpertin; Peter Zangger und Heinz Zahnd, Sittendezernat Bern; Sittenpolizei Zürich; Beratungsstelle XENIA, Bern.

Schweizerischer Gewerkschaftsbund (Hrsg.): Flexible Arbeitszeitmodelle: Verbreitung und Hürden, Dokumentation Nr. 38, basierend auf einer Studie von Landert, Farago, Davatz & Partner, Bern 1996.

Unia Dienstleistungsgewerkschaft (Hrsg.): Jederzeit abrufbar? Alles was Recht ist! Bern 1997.